

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 20.

Montag, den 25. Januar 1909.

24. Jahrgang.

Am Franzosenstein.

Original-Roman von Erich Ebenstein.

I. Kapitel.

Näher und näher rückten die Berge zusammen, bis das Tal zur Schlucht zusammengedrückt nur mehr Raum bot für die Landstraße und den nebenher sprudelnden breiten Bach.

Ueber den steil abfallenden Lehnen lag der Nadelwald wie ein stolzer Königsmantel und über den Rücken der Vorberge schimmerten die schneebedeckten Felsenkronen des Hochgebirges im Frühlingssonnenschein. Auf der Landstraße schritt langsam ein einsamer Wanderer.

Er war mittelhoch, derb und knochig gewachsen wie die Legföhren oben im Gebirge, mit blonder, zausiger Mähne, die kurzgeschritten um die Stirn fiel und als mächtiger Bart wellig bis auf die Brust wallte.

Ein grauer Bodenzug mit dem dazugehörigen Steirerhut, am Rücken der Rucksack und in der Hand der Bergstock, ließen ihn als Touristen erscheinen.

Aber eilig schien er es nicht zu haben, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, denn sein Schritt wurde immer langsamer und seine blauen Augen schweiften mit liebevollem Grüßen von Baum zu Baum und Fels zu Fels, als seien das gute Freunde, die wiederzusehen er eigens hergekommen wäre.

Jetzt kam der große Felsbrocken inmitten des Baches mit dem zausigen Fichtenbäumchen darauf, das so tapfer jahraus jahrein den Stürmen trotzte und sich aufrecht hielt. Zornig schäumten die Wasser um den Fels, der sie zwang, ihr gemächliches Murmeln für eine Weile aufzugeben und sogar ihren Lauf zu ändern.

Und da war auch schon die Biegung der Straße. Aufatmend blieb der Wanderer stehen und betrachtete glänzenden Auges das neue Bild. Dann nahm er schier ehrfürchtig den Hut vom Kopf und ließ die herbe Bergluft über sein Haupt streichen.

Ja, das war Winkel, und nichts hatte sich verändert. In das sich wieder etwas verbreiternde Seetal, das nordwärts vielfach gewunden weiterlief, bis zu dem sechs Stunden entfernt gelegenen Fichtensee, mündete von Westen das schmale Giltental. In den Seebach, der breit und ruhig über braunes Gestein und dunklen Moosgrund mit seinen bernsteinfunkelnden Wellen rieselte, ergoß sich der lichte, stürmisch schäumende Giltensbach mit bläulichen Wassern, die von geschmolzenem Schnee und fernen Eisklüften schwapten. Von Winkel abwärts flossen sie vereint als „die Winkel“ weiter. Wo die ineinandersprudelnden Gewässer und die von allen Seiten jäh niederfallenden Bergketten ein Stückchen Flachland übrig ließen, standen hartgedrängte Wohnhäuser, Eisenhämmer und Gewerkschaftshütten.

In das Rauschen und Brausen der über Wehren stürzenden Wasser mengte sich das Stampfen mächtiger Hammerwerke, das Zischen, Säusen und Sämmern von tausend fleißigen Arbeiterhänden. Und mitten aus dem summennden Lärm erhob sich in stolzer Erhabenheit der senkrecht aufsteigende „Franzosenstein“ mit der eisernen Gemse an der Spitze, die in spöttischer Ueberlegenheit aus ihrer Höhe herabsah auf das närrische Getriebe der Menschen.

Sinter der Gemse, dem Wahrzeichen Winkels, lugten aus dunklen Larnen die verwitterten Ueberreste des Schlosses, in dem einst die Grafen von Winkel ihr Raubritterumwesen getrieben hatten.

Seit Jahrhunderten schon war das Geschlecht ausgestorben und ihr Besitz samt den Ruinen ihrer Burg und dem später am Fuß

(Nachdruck verboten.)

des Franzosensteins neuerbauten „Schloß“ war Eigentum der Familie Herzog geworden, die, zu den ältesten und reichsten Gutsbesitzern, Steiermarks gehörend, seit Generationen in Winkel eine Art Herrschaft ausübte, trotz ihrer bürgerlichen Stellung.

Der junge Wanderer hatte alles mit einem Blick umfaßt. Und da er noch ein Stück von Winkel entfernt stand, versank das Stampfen, Sämmern, Dröhnen und Wasserrauschen in dem sanften, geheimnisvollen Rauschen des lenzjungen Waldes, an dessen Saum die Straße hinfuhr. Tiefgrün schimmerte es da drin im Sonnenschein, und stärker als der Rauchgeruch der Werkshütten dufteten Seidelbast und Veilchen.

Ein Stück Wiese zwischen Straße und Bach leuchtete smaragdgrün herüber und mitten darauf stand ein großes einstöckiges Gebäude, von oben bis unten mit Glyzinien bewachsen, die schon in voller Blüte standen.

Langsam weiterschreitend ruhten die Blicke des Wanderers darauf. Das Haus — der einstige Familiensitz der Herzogs — schien ihm anders als sonst. Blau, neuer — gleichsam verjüngt. Feine Spitzenvorhänge flatterten an den offenen Fenstern — und da — der junge Mann blieb unwillkürlich betroffen stehen.

Wer war denn das nur? Diese blonde, rosige lächelnde Frau, die sich aus dem Fenster beugte und mit strahlenden Augen die Welt zu umarmen schien?

Eine süße, schmeichelnde Weise klang plötzlich im Ohr des Wanderers auf. „Frau Golda kam aus dem Berg herbor —“

Sie hatte ihn bemerkt, und ihr Blick haftete neugierig erstaunt auf ihm. Es war noch so früh im Jahre und zudem Werktag, da gab's sonst selten Touristen in Winkel.

Gilg, beinahe verlegen schritt er weiter. Wer war sie denn nur? Der alte Peter Herzog, der übrigens seit vielen Jahren in dem eine Stunde entfernten Bizengut wohnte, besaß nur zwei Töchter. Die rothaarige, hochmütige Sabine, die dort im „Schloß“ hauste, und Melanie, welche vor zwanzig Jahren einen Freiherrn von Theigen geheiratet hatte und seitdem mit ihren Töchtern alljährlich im Sommer nach Winkel kam zu Sabine.

Das Familienhaus hatte eigentlich immer leer gestanden, seit die alte Frau Herzog gestorben war. Sollte es eine der Töchter Melanies sein, die es nun bewohnte?

Aber nein, — die konnten ja kaum achtzehn oder neunzehn Jahre zählen, und die schöne Frau dort drüben war wie eine reife Frucht —

Plötzlich lachte er leise auf.

Aber natürlich! Richard Herzog mußte doch längst geheiratet haben. Seine Frau wird es sein. Was für einen guten Geschmack der Junge gehabt hat, früher war er nicht sehr wählerisch.

Der junge Mann schritt weiter. Das erste Haus von Winkel war links das „Schloß“, ein altes, steinernes, im Eck an den Felsen angebautes Bauwerk mit vergitterten Fenstern, einer breiten, runden Toreinfahrt und rückwärts auf einem Felsenvorsprung aufgebauten Schloßkapelle.

Die Ecke zwischen den beiden Fronten war scharf mit einer Mauer abgegrenzt und als Gartenanlage behandelt. In der Mitte stand ein alter steinerner Brunnen mit vier Röhren, aus welchen das berühmte eiskalte Wasser floss, auf welches sich die Winkler im

allgemeinen und Sabine Herzog im besondern so viel zugute
taten.

Der Wanderer konnte der Versuchung nicht widerstehen, näherzutreten und mittels des an langer Eisenkette befestigten Bechers einen Trunk zu tun.

Aber da rief schon aus dem ersten Stockwerk eine schrille Stimme herab:

„Junger Mann — das ist der Schloßbrunnen, und fremden Leuten ist nicht gestattet —“

„Reiß schon, Fräulein Sabine, nichts für ungut, bin kein Fremder in Winkel!“ rief der Wanderer lachend zurück und eilte die Straße weiter, links die senkrechte Felswand des Franzosensteins mit kleinen angebauten Arbeiterhäuschen und rechts die breite, mächtig tiefe Winkel. Jetzt kam die Brücke über den Gilsenbach, der hier in den Seebach mündete, und gleich darauf winkte auf dem kleinen Dorfplatz das Wirtshaus „Zum heiligen Florian“ mit seinen drei alten Linden davor und dem winzigen Blumen-gärtlein rechts.

An diesem Punkte aber stockte des Wanderers Fuß plötzlich. Etwas hatte sich also doch verändert in Winkel! Da gegenüber vom „Heiligen Florian“ hatte doch eine alte Drahtzieherhütte gestanden? Und nun stand da auf einmal eine vornehme große Villa mit Freitreppe, Bügenschrauben an den Fenstern und einer kunstvollen schmiedeeisernen Hängelaterne über dem Tor. Wer hatte denn das hergesezt? So eng war der Raum, daß die Wasser des Seebachs an der Rückseite fließend an die Mauern schlugen, und vorn auch nicht das allerkleinste Streifchen die Villa von der staubigen Landstraße trennte.

Proppig sah der Bau aus und paßte gar nicht zwischen all die alten Häuschen und ruhigen Werkshütten, die sich nordwärts anschlossen, hinein.

„Pfui Teufel!“ brummte der junge Mann ärgerlich und wandte sich dann dem „Heiligen Florian“ zu, der lächelnd wie immer zwischen lodrenden Flammen oberhalb der Haustür des Wirtshauses thronte.

„Gottlob, Du bist der alte geblieben,“ dachte er, schritt die paar Stufen hinan, wandte sich dann links in die Wirtsstube und saß gleich darauf in einem stillen Eckchen unter dem Hausaltar.

Eine stattliche, runde, wohlerhaltene Frau in schwarzem Kleid und weißer Schürze und einem mächtigen Schlüsselbund an der Seite, die plaudernd zwischen den paar Gästen umherging, trat zu ihm.

„Was wünscht der Herr?“ fragte sie geschäftig und stützte sich lächelnd auf die Lehne eines Stuhles.

Der Fremde bestellte ein Viertel Wein, das die Kellnerin auf einen Wink sogleich brachte.

„Run, was gibt's denn Neues in Winkel, Frau Wirtin?“

„Da wüßt ich schon nicht viel. Geht immer alles so fort, — die Herren Gewerken werden immer reicher.“

„Aha, die Herzogs! Der junge hat wohl geheiratet, nicht wahr?“

„O, schon vor sechs Jahren. Eine schöne Frau, die Frau Konstanze! Ja, ja, jetzt schaut er freilich nach keiner andern mehr aus, der Herr Richard, und gar seit sie ihm den Erben geschenkt hat — rein verrückt ist er vor Stolz und Glück über den Buben, obwohl — aber, was schwach ich da zusammen! Das kann ja den Herrn gar nicht interessieren.“

„Doch, doch, schöne Frau Rosenauerin!“

„Ah, der Herr kennt mich? War der Herr denn schon einmal in Winkel?“

„Vor zehn Jahren — ja. Vor zehn Jahren.“

„Du lieber Gott, dann —! Damals hat ja noch mein erster Seliger gelebt!“

„Was — ist der Rosenauer gestorben?“

„Aber schon längst, mein lieber Herr! Seitdem hab ich noch zweimal geheiratet und heut' bin ich eine dreifache Wittib. Ja, ja, so hart geht's einem oft auf Erden!“

„Na, angeschlagen hat's Ihnen nicht schlecht,“ lachte der Fremde. „Sie blühen ja noch heute wie eine Maienrose.“

„Ja, eigentlich ist's wahr! Die Männer haben mir nicht viel Freude gebracht. Der erste war immer krank, der zweite saugrob, und der dritte — Du lieber Gott, der war mehr betrunken als sonst was. Gott hab' sie alle drei selig. Ich tu' mich völlig leichter ohne sie!“

„Also, und die Herzogs werden immer reicher?“ begann der Fremde nach einer Pause wieder. Die Rosenauerin klammerte mit den Schlüsseln.

„O je, — es ist halt da! Wenn die überhaupt fertig werden könnten mit ihrem Geld, ich glaub', es würde nicht lange dauern. Denn wie es jetzt vom Herrn Richard getrieben wird — die vornehmsten Gesellschaften und immer Gäste und Lustbarkeiten.“

„So, so.“

„Na, mich geht's ja nichts an. Und so lang der alte Herzog noch lebt und die Sabine auf Tod und Leben spart, wird's ja nicht so viel auf sich haben, aber —“

„Aber sein Lebtag tut's rein gut, wenn einer, der das Gewerke führen soll, in die Stadt zum Studieren geschickt wird und nachher keinen Nagel von einer Schraube unterscheiden kann!“ fiel ein alter weisheitsvoller Bauer ein, der am Nebentische saß und zugehört hatte.

„Recht hat er, der Ameisöder,“ bekräftigte die Wirtin. „Was nuht jetzt dem Herrn Richard sein Doktor juris? Nichts! Wenn heute der Alte in Vigentum die Augen zutut, dann ist er rein auf den Direktor angewiesen, und der alte Paur drüben wird sich uns Häusler lachen.“

„Der zählt auch das Roß nicht beim Schwanz auf!“ nickte der Ameisöder, „das ist ein Schläuer, Feiner — o je!“

„Wieso?“ fragte der Fremde. Und der Ameisöder erklärte:

„Ja, sieht der Herr: der geht schön still Schritt vor Schritt weiter. Selbst ist er nur gemeiner Arbeiter gewesen, anfangs beim alten Herzog. Dann heiratet er drin in Seetal die Tochter vom alten Pott — der Pott hat eine kleine Eisenhütte — nichts als Pufnägel macht er, aber wie der Paur eingehiratet, wird der Betrieb gleich vergrößert. Nach fünf Jahren läuft er sich schon da in Winkel an. Der alte Herzog lachte bloß. Aber heute lacht er nicht mehr, ein Drittel seiner Gewerke gehört schon dem Paur. Der schickt dann seinen einzigen Sohn in die Welt hinaus, weit, weit fort ins Englische oder gar nach Amerika, sagen sie. Und nicht etwa als vornehmen Herrn! Gott bewahre! Arbeiten und schuften und hungern muß der Junge, wie nur einer. Aber dabei wird er halt auch alles von Grund aus lernen und einmal nicht so dumm dastehen, wie der noble, gelehrte, junge Herzog — leider!“

„Ja,“ lachte die Rosenauerin, „und derweil der Junge draußen lernt, macht sich der Alte da herum immer breiter und größer. Vor einem Jahre hat er gar den Adel bekommen. Paur von Pauregg heißt er jetzt, und weiß Gott, woher ihm das Geld zugeflogen ist — aber er muß alle Taschen voll haben, denn überall kauft er zu, und die noble Villa drüben wird auch einen schönen Wagen gekostet haben. Der Junge wird Augen machen, wenn er heimkommt —“

„Was,“ rief der Fremde und sprang plötzlich auf, „die Villa drüben?“

„Die gehört dem Herrn Jakob Paur von Pauregg, versteht sich, und die Anna-Hütte draußen im Winkelertal hat er vor vierzehn Tagen auch gekauft. Und der alte Peter Herzog, wenn er mal nach Winkel herinkommt und seinem ehemaligen Arbeiter begegnet, dann macht er wohl ein Gesicht, als hätte er Holzeisig getrunken, aber den Gut zieht er doch gleich vom Kopfe, was bei ihm selten vorkommt!“

Sie unterbrach sich und warf einen verwunderten Blick auf den Fremden, der den Kopf in die Hand gestützt hatte und seltsam verwirrt vor sich hinsah. Auch der Ameisöder zog die buschigen Brauen hoch und stuchte. Und plötzlich spitzte er die Lippen, während ein schlaues Lächeln über sein verwittrtes Gesicht glitt. Dann sagte er langsam:

„Ja, ja, so weit hat es der Jakob Paur gebracht. Aber deswegen ist mir der andere doch lieber. Der hat auch für seine Leute ein Herz.“

Der Fremde hob jäh den Kopf.

„Was soll das heißen?“ fragte er rauh.

„Daß der alte Paur ein Feiner ist — aber auch ein Harter. Der macht nicht nur aus Eisen Gold, sondern auch aus Schweiß und Elend —“

„Aber!“ schrie der Fremde wild und sprang zum zweiten Male auf, „wie kannst Du das sagen — nimm's zurück!“

(Fortsetzung folgt.)

Köbes.

Stimme von Josef Buchhorn.

Der Krummhofbauer fluchte, fluchte entsehtlich. Das tat er zwar seit dem Tode seines jungen Weibes prinzipiell — die einen sagten, um seinen innerlichen Schmerz zu betäuben, die anderen behaupteten, weil ihm die beste Arbeitskraft auf seinem Besitz genommen wäre — aber heute war es besonders arg. Wer irgend konnte, wich ihm aus; denn seine Hände bebten und seine Augen tränten. Just hatte er der Gefindestube den Rücken gelehrt, und schon schallte seine harte Stimme durch die Ställe...

Die Kleinmagd wischte sich mit der blauen Kattunschürze die Augen —

„Ich kann nix dafür, dat dä Jung weg is — ich hatt' heut' op et Wurschten zu achten — un da — äwer dat kommt davon, wenn dä Här so garstig zu dem Kind is — nix wie schnauzen um schnauzen — da wor uns Frau doch besser — die hatt' den Jung ganz anders lieb —“

„Wer hat den Jung ganz anders lieb?“ Klang's von der Tür. Die Kleinmagd schlug schnell ein Kreuz und starrte den Krummhofbauer, der schon wieder zurück war, Entsetzen in den stumpfen Widen und den Mund von sprachloser Ueberraschung weit aufgerissen, an...

„Wer hat den Jung ganz anders lieb?“ Klang es noch einmal von der Türe. Aber die Tonstärke, in der es geschah, war eine andere, und alle Härte war aus der Stimme wie weggeblasen, ja, es schien, als ob ein Zittern in der Frage läge.

„Dehr Frau,“ gab es schüchtern bange, zaghafte Antwort — und „ihr Frau“ echote es aus dem Munde des Großknechts, der hinter einem Berg von Knödeln saß und wader einhieb. — „Ja, ja, Här, alles, wat woht is — dä Jung werd von üch zu sehr in de Ecken gestöken und verbellt — dat Kind hat keine Murrasch mehr, wenn et üch sieht — nix für ungut, äwer wat woht is, is woht —“

„Un wenn ihr et dann als gehört hatt,“ nahm die Kleinmagd die Rede des Knechtes auf und erstaunte selber über ihre Kühnheit, „weil ihr jo bald drinnen un bald draußen seid — id glöw, dat üch dä Jung laufen gegangen is — von wegen weil ihr ihm heut Mittag gesagt hatt, „mag dat be mir aus den Augen künfft“, un er hat doch nix anderes getan, als wat jedem possieren kann, euren Piepenlopp zerschmissen —“

„Weggelaufen? meinst du?“ leuchtete der Bauer, und sein Atem fauchte und seine Widen gingen irr, und wie eine herzenbellemmende Angst brach es aus ihm, als er die beiden ansah: „Da sei Gott für — da sei — weggelaufen? Un ihr sitzt hier und flennt und freßt — hol' mich der Teibel, wenn dä Jung — Marsch — heraus! Und die andern auch! Laternen an un dann los — draußen treibt der Schnee — Kreuzdonnerw...“, er unterbrach sich, „nenene, jeht nich fluchen — so helfst doch — Mine, Pitter, so —“

„Äwer jo Här —“ und schon stolperte der Knecht aus dem Zimmer und „Gannes, Gannes! Wellem, Wellem!“ alarmierte seine Stimme die Ställe und die Stuben.

Dem Krummhofbauern standen dicke Schweißtropfen auf der breiten Stirn. — Nur das nicht! Nur das nicht! Kein Mensch wußte, ahnte ja, wie es in ihm ausah; wie zerrißten es in seinem Herzen war, wie weh, wie wund — seit sie seine Traute hinaufgetragen hatten. Rauh waren sie alle, die um die Breite des Stromes saßen, die einen mehr, die anderen weniger. Aber das war mehr äußerlich. Im Innern trugen sie ein Herz, das so warm und so weich war wie irgend ein anderes — nur eines unterschied sie hier draußen von denen in der dumpfen Stadt: wenn dieses warme, weiche Herz einmal für jemand zu schlagen begonnen hatte, da war sein Gang geregelt. Da gab es kein Abbiegen und kein Aussehen mehr. Sicher lief das Näherwerk tagaus, nachtein — und als er einmal der Traute seine Liebe geschenkt hatte und mit ihr seine ganze Habe und seinen ganzen Hof, da gehörte er ihr auch — damals und heute und immer. — Heute?

Ja, auch heute noch, trotzdem sie ihn allein gelassen hatte — und immer, immer sollte er ihr gehören, so lange er noch heißes Blut in den Adern tragen würde. — Nur, daß man's nicht so zeigen konnte wie die anderen, denen keine Stürme um die Nase pfliffen; denen keine Niederschläge das Korn im Salme in den Dred legten, also, daß die Arbeit eines Frühjahrs für die Raß und die Ernte eines Sommers kaputt war — und Wind und Wetter zogen dem Menschen eine andere Haut über als schübende Mauern und behagliche Kester. — Hier fuhr der eifige Januar um Schindeln und Läden und troch durch Ritzen und Rinnen, legte sich platt auf den Bauch und blies unter den Türschwelen durch, daß es über die Steinfleßen zitterte —

In dem Schneegewirre konnte man kaum zwei Schritte vor sich sehen. Weiße Tuffen da und schneidend-kalte Sterne dort. Das tänzelte und jagte sich; das wirbelte und raste — ohne Unterlaß kam eine Flockenkolonne nach der anderen hernieder. Die Augen taten einem weh, und das Haar war naß, sobald man sich in das Wetter gewagt hatte.

Wo nur das Kind, der Köbes sein mochte? Vielleicht, daß er sich im Hause verborgen hatte? Der Bauer hielt in seinem Stapfen inne. — das wäre ein Glück! Das wäre —!? O, er wollte... ja, was wollte er nicht alles? Er war guter Vor-

sage voll; er würde nicht mehr fluchen, das Kind nicht mehr schelten, vertöglüchen und weniger verbellt sein — sich mehr um den Jungen kümmern, über dem bis jetzt nur das Gesinde gewacht hatte — Herrgott! Wenn ihm nur kein Leid geschehen wäre! Wenn...!! Nein, das konnte nicht sein, die Strafe wäre zu hart für ihn gewesen, der über dem einen Leid die andere Pflicht vergessen hatte.

„Traute, Traute!“ stöhnte er durch den rasenden Schneesturm, durch das Brüllen, das vom Rheine klang, da die schweren Eisjochlen wider die Wehren anprallten und in Knistern und Knaden zerschellten. — Und plötzlich war es ihm, als ob sich der Dunstkreis über ihm geteilt hätte und ein Stern am wolken-schwarzen Firmament aufgezogen wäre, gerade über den Kreuzen und Steinen, die den Frieden des Kirchhofes anzeigten.

„Köbes! Köbes!“ Klang es aus der Ferne herüber. Das war der Großknecht, der dem Jungen bei seinen ersten Schreibversuchen immer eine treue Hilfe war, und „Köö—bes, Köö—bes“ versuchte es aus einer anderen Richtung — das war das helle Organ der Kleinmagd, die sonst um diese Zeit an dem eichenen Lattenbett des Knaben saß und die vierzehn Engel mit ihm betete. — Und „Köbes, Köbes,“ schluchzte der Bauer und brach in die Knie, „Köbes, Köbes,“ und er gelobte der Mutter Gottes zehn geweihte Kerzen und eine neue Dedel für den Altar, um die der Herr Kaplan schon so lange gebeten hatte. —

Ueber dem Grabhügel seiner Traute fand er den Jungen — eingeschlafen und versteinert. Den Kopf in die Arme vergraben und die kleinen Hände gefaltet — wie zum Gebet.

„Köbes, bistes dann, Köbes?“ flüsterte der Bauer und ein Frostschauer schüttelte seinen starknötigen Körper. Und dann hob er den erstarrten Ruben hoch, behutsam und leise, und befühlte und betastete ihn — Angst in den Augen, ein Zittern in den Händen. Der Puls — gottlob! Wenn er auch nur langsam ging — er ging doch! Und da begann der Alte den Jungen zu schütteln und zu reiben. Er zog seinen dicken Arbeitsrock aus und breitete ihn über das Grab, und „Traute, Traute“, lachte und weinte er, als sich die Glieder des Knaben zu regen und zu rühren begannen. Der Leichenhügel der Frau ward zur Lagerstatt für den Jungen, und der Vater, der einst um das Leben der Frau — vergeblich! gekämpft hatte, kämpfte nun über ihrem Sarge um das zweite Leben, das ihm wert und lieb war — und die Tote schien ihm beizustehen.

Da — der erste Laut — da — noch einmal; jetzt war's ein Wort: „Mu—ter“ und dann aufs neue: „Mutter“. Und zwei Aermchen schlossen sich um den Hals des Mannes, dann ein paar hastig-laute Atemzüge und das Kind schlief langsam ein.

Der Krummhofbauer aber schiedte schnell einen Blick voll heißen Dankes zum Himmel. Dann hastete er, hemdmädelig, durch Wetter und Wind, seinen Jagen im Arm, seinem Bestimmung zu und „Mine, Mine! Pitter, Pitter!“ rief er schon aus der Ferne. Aber diesesmal Klang es wie ein Lob- und Danklied.

Kaiser Wilhelm II als Gymnasiast.

Zum 50. Geburtstag
1859 — 27. Januar — 1909.
Von Paul Pasig.

Man kann mit Recht behaupten, daß die Jugend bereits im Keime die Jahre der Reife und der vollen Entfaltung in sich birgt. Daher kann man aus der Art, wie die Jugendjahre sich in bezug auf die geistige und sittliche Entwicklung gestalten, auf die künftige Lebensführung, den Charakter, die Anschauungen, kurz, auf den künftigen Mann schließen. Das trifft in ganz hervorragender Weise auch bei unserem Kaiser Wilhelm II. zu, der am 27. Januar sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet, und es ist von hohem Interesse, die bedeutsamen Jugendjahre zu würdigen, die der Kaiser mit seinem Bruder Heinrich auf dem Gymnasium zu Kassel als Schüler unter Schülern zubrachte. Denn seines Vaters, des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Wunsch lautete dahin, daß seine Söhne gegenüber seinen Mitschülern keinerlei Vorrechte oder Privilegien genießen, sondern genau so gehalten und behandelt werden sollten wie jeder andere Gymnasiast.

Nachdem der junge Prinz am 1. September 1874 in seinem 15. Lebensjahre in der Friedenskirche zu Potsdam eingeseget worden war, siedelte er kurze Zeit darauf mit seinem Bruder, in Begleitung der Kronprinzlichen Eltern, in die neue Heimat über. Prinz Wilhelm wurde nach vorschrittsmäßig bestandener Prüfung in die Obersekunda erwählter Anstalt aufgenommen und folgende Ostern (1875) nach Unterprima versetzt. Die Haus-haltung der beiden Prinzen war bürgerlich einfach und wurde, wie auch der Studiengang, von dem langjährig erprobten Erziehler, dem jüngst verstorbenen Geheimrat Dr. Hinzpeter, auf das peinlichste überwacht. Ein Kammerdiener, zwei Lakaien, vier Reit- und zwei Wagenpferde, bildeten wenn man so sagen darf, den „Hofstaat“ der beiden prinziplichen Gymnasiasten. Im Winter wohnten sie in dem in der Königsstraße unmittelbar neben dem Gymnasium gelegenen „Fürstenhause“, im Sommer im kaiserlichen, durch Napoleons III. Gefangenschaft berühmt gewordenen Lustschloß Wilhelmshöhe. Ein überaus anschauliches Bild von der Tagesordnung des prinziplichen Schülers ent-

wachten die damaligen Mütter, denen wir folgendes entnehmen. Prinz Wilhelm stand morgens 6 Uhr pünktlich auf und verbrachte die Zeit bis zum Schulbeginn mit Repetitionen und Vorbereitungen auf denselben. Dann ging's zur Schule gegen 8 Uhr. Hierzu benutzte der Prinz den kurzen Verbindungsweg zwischen dem Hofe des „Fürstenhauses“ und dem Spielplatz des Gymnasiums, so daß er also nicht über die Straße zu gehen brauchte. Pünktlich ¼ Stunde vor Unterrichtsbeginn fand sich Prinz Wilhelm zu kurzem Besuche in der Familie des Direktors Dr. Voigt ein, um sich harmlos plaudernd über deren Ergehen usw. zu erkundigen. Der Direktor mischte praktische Winke über Unterrichtsgegenstände, allgemeine Bildungsfragen usw. ein, nur eins durfte nicht berührt werden: die Politik. Auf ein Glodenzeichen entfernte sich der Prinz in seine Klasse, die den Namen „Prinzenklasse“ im Munde der Schüler führte. Hier folgte er dem Unterrichte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Die große Frühstückspause verbrachte er gleich seinen Mitschülern auf dem geräumigen Schulhofe, den er als echter „Peripatetiker“ in Begleitung zweier engerer Freunde mit großen Schritten durchmaß, so daß diese Mühe hatten, zu folgen. Eine Blechdose barg sein Frühstück, in der Regel ein Weißbrot mit saftigem Wildbraten. Einmal bemerkte er in der Hand eines befreundeten Mitschülers grobes Schwarzbrot. Er kostete davon, und siehe, es mundete prächtig. Seitdem sorgten die Eltern dafür, daß im Menu nie ein Stück derbes Kommissbrot fehlte. Nun folgten Lektion auf Lektion und nach dem Unterrichte ein Spaziergang mit Professor Hinzpeter durch die Aue. An den freien Nachmittagen (Mittwoch und Sonnabend) wurden, vielfach in Begleitung von befreundeten Mitschülern, weitere Ausflüge in Kassels reizvolle Umgebung unternommen. Das Mittagessen war einfach, nur Sonntags waren Gäste geladen. Nach einer Konferenz mit dem Hofmarschall wurden die Vorbereitungen auf den folgenden Tag erledigt, um 10 Uhr abends der Tee eingenommen und etwa ½ Stunde später die Nachtruhe aufgesucht. Am Sonntage ruhte alle Arbeit. Dagegen war die Teilnahme an Gottesdiensten in der Garnisonkirche obligatorisch. Wenn nicht gerade weitere Ausflüge unternommen wurden, unterhielt man sich daheim. Es wurden deutsche Klassiker gelesen, Rätselspiele veranpaßt, Charaden gelöst, — ein „faible“ des Prinzen —, usw., bei denen oft eigenartig klingende Namen aus der Umgebung, wie z. B. Hinzpeter, Lindentohl, Schimmelpfennig, Gottberg u. a. Stoff zu lustiger Unterhaltung boten. Auf Ausflügen war der Prinz unbeflegbar. Kein Wetter, keine Bodenschwierigkeit schreckte ihn ab. Der Botanikerstod mit Spaten an einem und Hammer am anderen Ende zum Verschlagen der Mineralien, diente zur Stütze. Tiefend von Schweiß und Regen, abgeholt von der Beute des Reges, vom Erklimmen der Berge, der Schwere des Bodens, in den man oft bis an die Knöchel versank, wurde der Heimmarsch angetreten, und unter heiterem Gespräche, Anekdoten usw. ging's den heimischen Benaten zu. Für Sport aller Art hatte Prinz Wilhelm eine leidenschaftliche Vorliebe! Im Schwimmen erhielt er fachmännischen Unterricht, als guten Schwimmer konnte man ihn die Fluten der Fulda mit kräftigen Armen teilen sehen, und auf dem Eise in der Aue oder auf Wilhelmshöhe tummelte er sich mit anderen Schlittschuhläufern um die Wette. Kradet und Kridet waren seine Lieblingsspiele, und gab's im Winter mal tüchtigen Schnee, dann war er gewiß mit dabei, in einer Schneeballschlacht sich als tapferer Draufgänger oder genialen Strategen zu erweisen. Ueberhaupt zogen die klassischen Vorbilder von Heldensinn und Tapferkeit den Prinzen am meisten an. Die homerischen Kämpfe fesselten ihn besonders, daher stellte er die Iliade über die Odyssee, und Hector war sein Lieblingsheld. Außerdem brachte der Prinz der Geschichte das größte Interesse entgegen und hier vor allem der deutschen Kaisergeschichte.

So verfloßen dem Prinzen Wilhelm die schönen Tage von Kassel wie jedem andern deutschen Gymnasiasten in harmonischem Wechsel von harmloser Jugendlust und strenger, auf Erhaltung der körperlichen wie geistigen Kräfte abzielender gewissermaßen Tätigkeit. Am 25. Januar 1877, zwei Tage vor seinem Geburtstage, bestand er mit 10 Abiturienten in der Aula sein Abgangsexamen und erhielt sein Zeugnis als der Beste „Genügend“. Bei dieser Gelegenheit kamen drei Denkmünzen aus der zu Ehren eines 1802 verstorbenen Rektors errichteten Stiftung („Karl-Ludwig-Nichter-Stiftung“) an die drei fleißigsten und würdigsten Primaner zur Verteilung. Unter ihnen befand sich auch Prinz Wilhelm. In dem vorgeschriebenen, von jedem Abiturienten einzureichenden Lebenslaufe gab der Prinz Staats- und Rechtswissenschaften als künftiges Studium an.

Zwei Punkte sind's, die wie hellleuchtende Sterne vom Himmel der Jugendzeit unseres Kaisers sich abheben: einerseits die strenge Disziplin, unter die er, obgleich kaiserlicher Prinz und künftiger Herrscher, sich beugte, obgleich er doch sicher sich hier und da hätte „gehen lassen“ und sich manches hätte „erlauben“ können, wie wohl mancher nichtprinzlicher Herkunft getan hätte. Sodann aber die strengste Pflichterfüllung, die in dem Kantischen „kategorischen Imperativ“: „Du sollst“ die Richtschnur alles sittlichen Handelns erkennt. Beides aber befähigte den Prinzen in hervorragender Weise zu seinem künftigen hohen Berufe. So nach darf das bekannte Wort von „Prinzenenerziehung“, das mit eingefügtem v (vor Erziehung) zu verstehen ist, auf Prinz Wilhelms Gymnasialzeit keine Anwendung erleiden. Im Gegenteil: er hat seine Lehrzeit ausgenützt wie kaum ein anderer. Das beweisen die Jahre, seit er zum Herrscher berufen ist, denn

sie bewahrheiten, was die Jugendzeit versprochen: eiserne Disziplin und peinlichste Pflichttreue, die charakteristischsten Hohenzollerntugenden, sind auch unserem Kaiser in hohem Grade eigen und sie geben dem deutschen Volke die beste Gewähr für eine weitere segensreiche Regierung des erhabenen Herrschers.

Dies und Das.

□ **Königsmörder.** Die Steinheil-Affäre weckt die Erinnerung an das plötzliche Ende des Präsidenten Faure, dessen Name immer wieder mit dem der schönen „Reg“ in Verbindung gebracht wird. Einzelne Blätter deuteten sogar darauf hin, daß Frau Steinheil bei dem Tode des Präsidenten ebenfalls ihre Hand im Spiele gehabt habe. Hierbei wird einem unwillkürlich ins Gedächtnis gerufen, wie groß die Anzahl der Staatsoberhäupter ist, die in den letzten hundert Jahren ein tragisches Ende durch Mordhand finden mußten. Den traurigen Rekord stellte Portugal auf, das in einer Minute durch ein Attentat seinen König und den Kronprinzen verlor. Demnächst kommt die Ermordung König Alexanders und der Königin Draga von Serbien im Juni 1903, die nicht einmal ihre Söhne gefunden hat. Im Gegenteil bekümmern die Urheber des Verbrechens jetzt noch hohe Ämter in Serbien. Drei Jahre vorher wurde König Humbert von Italien von einem Anarchisten getötet, und 1898 fiel Elisabeth, die schöne Kaiserin von Oesterreich, ebenfalls einem Anarchistenstreich zum Opfer. Mit einem Stilett wurde ihr das Herz durchbohrt. Amerika wurde dreimal durch Attentäter seines Oberhauptes beraubt. Präsident Lincoln sah im Kreise seiner Familie ahnungslos in einer Loge im Theater, als ein Schauspieler die Loge betrat und auf den Präsidenten einen tödlichen Schuß abfeuerte. Garfield wurde von einem stellungslosen Beamten erschossen, während Mc Kinkley von der Hand eines Anarchisten auf der Buffalo-Ausstellung zu Tode getroffen wurde. Vier russische Herrscher erlitten in den letzten hundert Jahren ein gewaltsames Ende, zuletzt Zar Alexander II. im Jahre 1881. Vor seinem unglücklichen Ende waren bereits sechs Mal Mordanschläge auf ihn bereitet worden. Er wurde, wie wohl noch erinnerlich ist, von einer Bombe in Stücke gerissen.

Die Skat-Ecke.

Auflösung zu Nr. 14.

Kartenverteilung:

V. d 9 7 — b D B 8 7 — c D 8 7 — d 9
M. a 10 K 8 — c A 10 9 — d A K D B = 55
H. a A D B — b A 10 K 9 — c K — d 10 7 = 55
Stat: c B d 8.

Spiel:

V gewinnt.

V. d 9 d B d 10
M. a 8 a B a 9
H. d 7 c D d D
M. a 10 a D a 7
u. f. w.

V verliert.

1. V. a 9 a 8 a A
2. H. b 9 b 7 d A
3. H. b 10 b 8 d K
4. H. b K b D d D
5. H. b A b B d B
6. H. d 7 d 9 a K

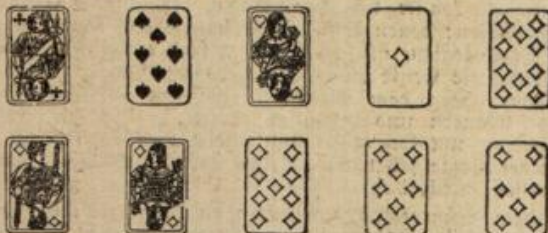
Wichtige Lösung schickten ein: Karl Kopp-Wiesbaden. — Ph. Meyerer-Wiesbaden. — C. Schmidt-Wiesbaden. — M. Pomert-Wiesbaden. — Chr. Schnäbler-Wiesbaden. — Aug. Bernhardt-Wiesbaden. — Walter Herz-Wiesbaden. — K. Schneider-Sonnenberg. — A. Walther-Niederrhausen. — B. Hürzeler-Viebrich.

Stat-Aufgabe.

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

V will unbedingt endlich ein Spiel machen, hat aber nur 2 Asse, 2 Könige, 2 Neunen, 2 Achten und 2 Sieben in der Hand. M reizt auf folgende Karte bis d-Handspiel:

aB, b8, cD, dA, 10, K, D, 9, 8, 7.



V hält dies und da M paßt, bietet H ein a-Handspiel, V hält aber getreu seinem Vorsatz auch dies und gewinnt das Spiel. Im Stat lagen 10 Klagen. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glodes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers,
Konrad Rehdorf in Wiesbaden.